

- Mischerich, A. 1957: Geleitwort. In: Freud in der Gegenwart. Ein Vortragszyklus der Universitäten Frankfurt und Heidelberg zum hundertsten Geburtstag. Frankfurter Beiträge zur Soziologie. Bd. 6. Frankfurt am Main (EVA).
- Müller-Planenberg, U. 1998: Zukunftsverbrauch. Probleme intergenerationaler Verteilung und sozialer Gerechtigkeit. In: M. Heinrich/D. Messer (Hg.), Globalisierung und Perspektiven linker Politik. Festschrift für Elmar Altvater. Münster (Westfälisches Dampfboot).
- Nelson, N. 1933: Individualism as a Criterion of Renaissance. *Journal of English and Germanic Philology*, 32, S. 316-334.
- Reiche, R. 1997: Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs »Gender«. *Psyche*, 51, S. 926-957. Siehe auch in diesem Band S. 113-145.
- Reiche, R. 1998: »Herzblatt«. Fallstruktur einer Heiratregel. In: G. Schmidt/B. Strauß (Hg.), a.a.O., S. 166-211.
- Reiche, R. 1999: Subjekt, Patient, Außenwelt. *Psyche*, 53, S. 572-596. Siehe auch in diesem Band S. 63-86.
- Rosen, R. C. 1998: Über Viagra. Gespräch mit Gunter Schmidt. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 11, S. 271-280.
- Schetsche, M. 1998: Pornographie im Internet. Phänomenologie und Phantomatik. In: G. Schmidt/B. Strauß (Hg.), a.a.O., S. 139-158.
- Schmidt, G. (Hg.) 1993: Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder. Stuttgart (Enke).
- Schmidt, G. 1995: Über den Wandel heterosexueller Beziehungen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 8, S. 1-11.
- Schmidt, G./D. Klusmann/S. Matthiesen/A. Dekker 1998: Veränderungen des Sexualverhaltens von Studentinnen und Studenten 1966-1981-1996. In: G. Schmidt/B. Strauß (Hg.), a.a.O., S. 118-136.
- Schmidt, G./B. Strauß (Hg.) 1998: Sexualität und Spätmoderne. Über den kulturellen Wandel der Sexualität. Stuttgart (Enke).
- Schmidt, G. 2001: Paarthherapie bei sexuellen Funktionsstörungen. In: V. Sigusch (Hg.), Sexuelle Störungen und ihre Behandlung. 3. Aufl. Stuttgart (Thieme).
- Sennett, R. 1983: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Frankfurt am Main (S. Fischer).
- Sigusch, V. 1998: Die neosexuelle Revolution. *Psyche*, 52, S. 1192-1234.
- Trexler, R. 1973: The Foundlings of Florence 1395-1455. *History of Childhood Quarterly* 1, S. 259 ff.
- Walder, P. 1998: Körperkult und Sexualität in den neuen Jugendkulturen. In: G. Schmidt/B. Strauß (Hg.), a.a.O., S. 103-117.
- Weinberg, M. S./C. J. Williams/D. W. Pryor 1994: Dual Attraction. Understanding Bisexuality. New York (Oxford Univ. Press).
- Wezel, M. 1997: Die Wahrheit nach der Malerei. München (Fink).
- Wysocki, D. K. 1998: Let Your Fingers Do the Talking: Sex on an Adult Chat Line. *Sexualities* 1, S. 425-445.

7

Homosexualisierung der Sexualität Eine Zeitdiagnose

Foucaults große Botschaft im ersten Band von »Sexualität und Wahrheit« lag in der Zurückweisung der »Repressionshypothese« von Reich, Marcuse und Reich: Danach ist Sexualität nicht etwas, was »im Kapitalismus« unterdrückt wird, sondern etwas, was in dieser Zeit allererst produziert wird.

»Tatsächlich handelt es sich eher um die Produktion der Sexualität. Diese ist nämlich nicht als eine Naturgegebenheit zu begreifen, welche niederzuzwingen die Macht sich bemüht ... Sexualität ist der Name, den man einem geschichtlichen Dispositiv geben kann. Die Sexualität ist keine zugrundeliegende Realität; ... sondern ein großes Oberflächennetz, auf dem sich die Stimulierung der Körper, die Intensivierung der Luste, die Anreizung zum Diskurs, die Formierung der Erkenntnisse, die Verstärkung der Kontrollen ... miteinander verketten.« (Foucault 1983, S. 128)

Die vier Hauptfiguren dieses Dispositivs, die im 19. Jahrhundert geschaffen werden, sind »die hysterische Frau, das masturbierende Kind, das familienplannende Paar und der perverse Erwachsene«. Diese – und nur diese historische Konstellation – bezeichnet Foucault als Sexualitätsdispositiv und stellt ihm, ziemlich vage und eine ungenannte Anleihe bei Lévi-Strauss machend, das »Alianz-Dispositiv« (ebd.) früherer Gesellschaftsformationen gegenüber.

Aus der Bindung des Begriffs Sexualitätsdispositiv an die genannten vier Figuren ergibt sich eine Reservierung des Begriffs für die kulturelle Epoche vom 19. bis zur – sagen wir grob – Mitte des 20. Jahrhunderts. Denn in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, spätestens an seinem Ende, löst sich dieses Vier-Figuren-Ensemble auf, und an seine Stelle treten die an den Mann angeglichene Frau, der an die Frau angegliche Mann, das masturbierende Paar, das missbrauchte Kind ... Welchen Namen dürfen wir diesem sich anbahnenden Dispositiv geben, wenn der Name Sexualität vergeben ist an die untergehende Formation? Als Foucault *Sexualität und Wahrheit* schrieb, waren die vier Hauptfiguren des Sexualitätsdispositivs schon völlig zersetzt und schickten sich an, von der historischen Bühne abzutreten. Es liegt eine gewisse Komik in dieser Ernüchte-

rung: Die Foucault-Hypothese, die in den 1980er Jahren die Diskursführerschaft übernahm, operierte mit einer Figur, die zu diesem Zeitpunkt bereits ebenso verbraucht war wie die Repressionshypothese, an deren Stelle sie sich setzte.

Foucault hatte das Sexualitätsdispositiv zwar nicht als Zeitdiagnose gemeint, aber als Zeitdiagnose hat es seine Wirkung entfaltet. Ich hätte es glücklicher gefunden, für eine jede Epoche das ihr eigene Sexualitätsdispositiv zu benennen. In *Sexualität und Klassenkampf* (Reiche 1968), auf das sich Foucault mehrfach direkt bezieht, ohne dieses Werk beim Namen zu nennen,¹ hatte ich, als einer der Vertreter der von Foucault so genannten Repressionshypothese zwischen Unterstützung der Sexualität im Hochkapitalismus und ihrer manipulativen Integration im Spätkapitalismus unterschieden – sicher eine schiefe Konstruktion, die vom Geist der damaligen Zeit lebte, aber immerhin eine Konstruktion, die ihrerseits die »Repressionshypothese« stark einschränkt, von der sich Foucault so vehement absetzt.

Sexualität und Wahrheit beginnt als *Der Wille zum Wissen* mit einem großen Versprechen, fast großsprecherisch in der Artitude und endet ermatet, als ein Coreferat zu den Antikestudien der École des Annales. Kein anderes Werk von Foucault ist so konventionell gehalten wie *Die Sorge um sich*, der *Teil III* aus der *Trilogie Sexualität und Wahrheit* – und das ist zugleich das Werk, das am direktesten vom Körper handelt, der sich selbst beobachtet.

Warum hat Foucault den so gelungenen und reichen Ernte versprechenden Begriff des Sexualitätsdispositivs wieder aufgegeben – ja, man könnte sagen, an die Systemtheorie verschenkt?² Durfte man doch gerade von Foucaults Rückgriff auf die Antike in *Sexualität und Wahrheit* II und III eine Antwort auf die Frage nach den Vorläufern des Sexualitätsdispositivs erwarten. Foucault musste, wie so

1 In *Sexualität und Wahrheit* (I) verwendet Foucault das Wort »Spätkapitalismus« auf Deutsch (1977, S. 138). In den Vorlesungen von 1976 (Foucault 1999) nennt er mich mit Wilhelm Reich in einem Atemzug. Ich möchte das aus folgenden Grund festhalten: Foucault hat fast niemals lebende Personen beim Namen genannt – oder zitiert. Ich glaube, er wollte sich selbst nicht in die Kette des Denkens stellen. Er wollte der sein, der sein Denken selbst erschaffen hat. *Sexualität und Klassenkampf* war 1971 auf Französisch bei Maspéro erschienen und eine Weile lang ein ziemlich viel diskutiertes Buch. Vgl. Foucault 1999, S. 40.

2 Luhmann (1982) hat sich den Gehalt dieses Begriffs in seiner eigenen, systemtheoretischen Perspektive angeeignet, indem er »Liebe als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium« betrachtet und evolutionäre Stufen der »Codierung der Semantik über Liebe« herauserschält. Damit hat er indirekt gezeigt, wie wertvoll der Begriff Sexualitätsdispositiv auch als Achsenkreuz von Foucaults Machttheorie hätte bleiben können.

mancher Poststrukturalist³ nach ihm, den einmal gefundenen Begriff gerade darum wieder fallen lassen, weil er eine integrierende, ordnende Kraft besaß. Gerade als funktionierender und ordnender Begriff hätte er den innersten Kern von Foucaults Diskurs-Lehre als einer »Anti-Wissenschaft« Lügen gestraft, wonach Diskurse/Praktiken eruptiv (vgl. Habermas 1985, S. 297, 301 und 326) und unerklärlich aus der überwältigenden Kontingenzen der Dinge auftauchen. Das Sexualitätsdispositiv hat offenbar als Begriff zu gut funktioniert; es hat nämlich alsbald die »zentralisierende Machtwirkung im ... organisierten wissenschaftlichen Diskurs« (Foucault 1999, S. 18) entfaltet, vor der Foucault in seinen Vorlesungen von 1976 warnt. Ein Beibehalten des Begriffs und damit eine Anerkennung einer genealogischen Kette der Erkenntnis hätte früher oder später in eine Anerkennung einer gewissen Vaterschaft des Marxismus und des Strukturalismus münden müssen. Dagegen rannte Foucault jedoch, wie gegen jegliche Affiliation, während an. Im Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Les Mots et les Choses* war es ihm wichtig, alle zu beschimpfen, die ihn als Strukturalisten bezeichnen. »Ich habe es nicht in ihre winzigen Köpfe kriegen können«, ruft er dort aus, »daß ich keine der Methoden, Begriffe oder Schlüsselwörter benutzt habe, die die strukturelle Analyse kennzeichnen« (Foucault 1971, S. 15) – und gibt damit auf signifikante Weise zu erkennen, wie sehr er vom Modus des Einschreibens einer Praktik in den Körper (hier: in die winzigen Köpfe seiner Leser und Hörer) affiziert ist. Er selbst ist diese Einschreibung. Das unvermittelte, auf keinen Fall durch ein generationelles Band vermittelt sein dürfende Auftauchen von neuen Diskursen und Praktiken aus einer gewalttätigen Macht-Masse entspricht einem Selbstbild seines eigenen Theorie-Körpers: nicht eingespant zu sein in eine signifikante Kette von Vorläufern ... Marx, Freud, Lévi-Strauss und Lacan. Wir werden zu Zeugen eines Phantasmas der autosexuellen Selbsterschaffung.

Darf man an dieser Stelle stellvertretend den von Foucault verleugneten Marx nennen? Marx beschreibt die »ursprüngliche kapitalistische Akkumulation« nachgerade schmerzhaft als einen Prozess der Aneignung und Umformung der prä-proletarischen Körper im Dienste und zum Zwecke der Macht G-W-G'.

3 Ein Beispiel für solches Fallenlassen eines Zentralbegriffs ist der *omphalos*/Bauchnabel bei Elisabeth Bronfen. Er war mit großem Tamtam eingeführt worden und sollte den Phallus-Monismus bei Freud ebenso wie den Phallus-Signifikanten bei Lacan ersetzen. Vgl.: Lacan 1991, S. 52 f. Ein Jahr später war schon alles wieder ganz anders, vom *omphalos* nicht mehr die Rede, die omnipotente Hauptmetapher, die alles an sich gerissen hatte, hieß nun *Riss*. Vgl. Bronfen 1999.

Wenn Marx etwa von den »Poren des Arbeitstages« spricht, und davon, dass das neue Regime ja alles eindringt, um die kapitalistische Zeitordnung zur zweiten Natur werden zu lassen – dann verwendet er die Körpermetapher der Pore als Quidproquo der Macht: der Rhythmus der maschinenförmigen Produktion dringt mit seiner neuen Zeitrechnung in alle »Poren« des Tages und auf diesem Wege durch die Poren der Haut des Arbeiters. Dass Foucaults Metaphern der »Einschreibung der Macht« in den 1970er Jahren als so phänomenal neu empfunden wurden, verdankt sich selbst einer Machtpolitik in der Herstellung des Wissens: Um Foucaults Botschaft als das Neue lesen zu können, musste Marx als das Alte entwertet werden.

In allen Zeidiagnosen wird eine Tendenz verdichtet und das zu ihr gehörende Paradox, die zu ihr gehörende Gegenbewegung werden unterschlagen. Alle griffigen, medial erfolgreichen Zeidiagnosen leben von Verdichtungen und der mit ihr einhergehenden Unterschlagung von Komplexität. Das gilt nicht nur für Marcuse und nicht nur für Foucault. In dem Moment, in dem die Mitscherlichs »die Unfähigkeit zu trauern« diagnostizierten (Mitscherlich 1967), schickte sich Deutschland bereits an, das eigene nationale Verbrechen auf eine Art und Weise aufzuarbeiten, die kulturhistorisch beispiellos ist und gerade darin wieder Verdacht erregte: Die Deutschen bewiesen in dem Moment, in dem ihre Unfähigkeit diagnostiziert wurde, eine besondere Fähigkeit zu trauern. Das liegt nicht zuletzt daran, dass »trauern« der systematisch falsche Begriff für die Sache ist, die er erfassen soll. Menschen können trauern, Völker können Trauertatule erfinden und pflegen. Im historischen Rückblick funktionierte Mitscherlichs Zeidiagnose als mediater Auftakt zur Ausbildung eines neuartigen deutschen Trauertatuls. Gerade in ihrer Falschheit war diese Zeidiagnose erfolgreich. Das gilt für alle Zeidiagnosen überhaupt: für den »flexiblen Menschen«, für die »Risikogesellschaft«, für die »Sexwelle«, für die »Ich-Schwäche«, und sowieso für alles, was mit dem Prädikat neu versehen wird.

Mit dieser Last an Vorbehalten gebe ich meinen jahrelangen Widerstand gegen das Geschäft der Zeidiagnostik auf und versuche das gesamte Dispositiv der Sexualität in die empirische Fluchtlinie der Gegenwart zu bringen und ihm einen Namen zu geben. Er heißt *Homosexualisierung der Sexualität*. Damit ist nicht eine unspezifische Angleichung der Geschlechter aneinander gemeint, sondern eine Annäherung der heterosexuellen Welt an die homosexuelle, der Mehrheits- an die vermeintliche Minderheitskultur. Die homosexuelle Lebensform, wie sie sich in den Metropolen der westlichen Welt seit den siebziger Jahren herausgebildet hat, wirkt stilbildend und wird zum – als solchen unerkan-

ten – Vorbild der heterosexuellen Lebensform. Die homosexuelle Subkultur hat hier, wie Minderheiten und Außenseiterkulturen dies oftmals eigen ist, eine Pro-nierfunktion für die Gesellschaft im Ganzen gehabt.⁴

Dass dem so ist, erkennt man auch am Bedeutungsschicksal des Wortes »homosexuell«. Es ist auf dem Weg, aus der Sprache zu verschwinden. Aus dem international geltenden medizinischen Klassifikationssystem ICD-10 ist Homosexualität als Diagnose gestrichen; die »eingetragenen gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften« meiden das Wort auf der juristischen Ebene ebenso sehr wie die »Schwulen« und »Lesben« es in ihrer Selbstattribution meiden. Die neuen Bezeichnungen sind von der Mehrheitskultur begeistert übernommen worden – so als wolle sie sich mit dieser Übernahme vom Makel des Vorurteils befreien. In diesem Bedeutungsschicksal des Wortes ist auch ein Triebschicksal enthalten: »Schwul« war das Wort, mit dem die Mehrheitskultur ihre Verachtung ausdrückte – bis sich die Homosexuellenbewegung Anfang der 1970er Jahre als *Schwulenbewegung* bezeichnete und aus der Verachtung eine Waffe machte. Indem die Mehrheitskultur die neue Verwendung übernimmt – und die Schwulen diese Verwendung tolerieren – wird die Spur der Verfolgung getilgt.⁵ Das Wort »homosexuell« wird frei für Neuverwendung.

Wie sieht diese empirische Fluchtlinie aus?
Fünf Markierungen lassen sich benennen:

[1] *Umstellung von Stabilität auf Mobilität*. Die Selbstverwirklichung jedes Einzelnen innerhalb des Paares – Foucault würde von »Selbsttechniken« sprechen – erfordert hohe geografische Mobilität, und diese erhält den Vorzug vor der Stabilität der einmal gewählten patri-lokalen Lebensform. Diesen Modus haben Martin Dannecker und ich schon 1973 in einer empirischen Untersuchung über die Lebensform homosexueller Männer festgestellt, in der wir unter anderem die Berufsbiographien Homosexueller rekonstruierten. Wir wussten, dass wir an der statistischen Oberfläche unserer Untersuchung einen Mittelschicht-Bias, das

4 Adorno hat bereits 1963 von einer »unbewußten Homosexualisierung der Gesellschaft« gesprochen. Aber dieser Befund war für ihn nur ein Symptom innerhalb seiner kulturellen Großdiagnose der Infantilisierung und kollektiven Ich-Schwächung im fortgeschrittenen Kapitalismus. Th. W. Adorno 1963, S. 113.

5 Vgl. Volkmar Siguschs Bearbeitung des Stichworts »schwul« in: Hundert Wörter des Jahrhunderts. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1999.

heißt, eine Unterrepräsentation der Unterschicht haben würden, und haben, auch um die zu erwartende Kritik an unserer Datenerhebung zu entkräften, das enorme vertikale und horizontale Mobilitätspotential der Homosexuellen rekonstruiert. Wir haben die Homosexuellen dann, in Anlehnung an Marx' Terminus der Zirkulationssphäre, als Pioniere der Zirkulationsfront paraphrasiert. Der Trend war besonders eindrucksvoll an zwei Indikatoren abzulesen: einer beispiellosen beruflichen – und damit sozialen – Aufwärtsmobilität, und der Bereitschaft, diesem Aufstieg eine bestehende Partnerschaft notfalls zu opfern (vgl. Dannecker/Reiche 1974).

[2] *Umstellung von Monogamie auf sequentielle Monogamie.* Die Ethik der intelligenten Ehe – »bis dass der Tod Euch scheidet« – büßt ihren Status der Unbedingtheit ein und verblasst zu einer Orientierungsfunktion neben anderen. An die Stelle der alten Form – Ehe plus Junggesellendasein als Restgröße – tritt eine Pluralität von Single- und Eheformen. Um diese Entwicklungslinien zu bezeichnen, wurden bereits vielfältige soziologische und lebensweltliche Stichwörter erfunden: Wochenendfamilie, Allenerziehende, Lebensabschnittspartnerschaft, matrifokal-bilokaler Sozialisationstyp, Rennerkonkubinät, Kettenbiografie. Das Paar bleibt nur so lange zusammen, solange die gemeinsam ausgehandelten postkonventionellen Werte eine gemeinsame Schnittmenge bilden. Anthony Giddens spricht in affirmativer Euphorie von »pure relation« (Giddens 1992), und sieht diese Tendenz bei den Homosexuellen besonders vorbildlich verwirklicht.

Neben diese inzwischen nicht mehr so sehr neuen Beziehungs- und Familientypen treten jetzt neueste Gesellschaftsformen und Stilisierungen des Selbst, die als Lebensformen eigenen Rechts auftreten und die man mit Slavoj Žižek (2001) als »Hybrididentitäten« bezeichnen könnte. Ein Beispiel wäre: ein lesbisches gehörloses Paar, das seine Gehörlosigkeit nicht als Behinderung, sondern sich selbst als kulturelle Minderheit versteht und aus einer Samenbank das Spermium eines gehörlosen anonymen Spenders importiert, hiermit die heterologe Insemination vornimmt, auf diese Weise eine gehörlose Familie gründet – und damit kulturell ganz nebenbei die Selbstrechtfertigung der Präimplantationsdiagnostik (PID) aushebelt. Es ist in diesem Fall nämlich ein »Designer-Kind« eines Zuschnitts auf die Welt gekommen, den zu verhindern die Matadore der PID als ihre Wohltat für die Kultur rühmen: ein Anti-Design-Kind. Gauvin, so heißt der Junge, ist inzwischen auf der Welt und seine beiden lesbischen Mütter Sharon Duchesneau und Candace McCullough haben auch immer wieder deutlich ge-

macht, »dass sie sich über ein hörendes Kind gefreut, es also keineswegs abgetrieben hätten, wäre die pränatale Indikation denn möglich gewesen« (FAZ v. 27.5.2002).

Darüber hinaus lässt sich bei homosexuellen Paaren – gerade auch bei den »eingetragenen« – ein massiver Trend zur Aushöhlung – oder »Neucodierung« – dessen feststellen was an der Monogamie sexuelle Monogamie zu sein hat. Zunehmend wird verhandelt, welche sexuellen Praktiken an welchem Ort wie oft und mit wem die Partnerschaft nicht gefährden – und also erlaubt, und welche Arten von Partnern, Praktiken und Dates untersagt sind. Dieser Trend wird vor der heterosexuellen Welt nicht Halt machen.

[3] *Umstellung auf Kinderlosigkeit.* Kinder zu haben verliert den ehemals kulturell universellen absoluten Imperativ. Das Stichwort hierfür wurde schon in den 1970er Jahren geprägt: »dinky« (double income, no kids). Diese Tendenz lässt sich nicht nur statistisch ablesen, sondern ebenso drastisch an der Umstellung der geistes- und kulturwissenschaftlichen Semantik von »sex« auf »gender«. Überall, wo *gender* zur Hauptmetapher in der Verhandlung der sexuellen Selbstreferenz und des Ideals einer performativen Post-Identität wird, hat das Kinderkriegen keine Chance mehr – denn Kinder bekommt man nun einmal nicht allein mit *gender*, sondern nur mit *sex* – in welcher technologisch aufbereiteten Form auch immer.

Bei Judith Butler etwa hat der Körper jede Erinnerung an seine biologische Geschichte abgestreift, die einstmals von der Kindheit über die Jugend zum Erwachsensein reichte – und von da aus weiter zu Alter und Tod führte. Bei Butler hat *sex* in seiner alten dreifachen Bedeutung von Sex haben (oder: Sex machen), von sexy sein und von prokrativer Funktion überhaupt keinen Ort mehr. Erregung und Orgasmus kommen in ihrem Werk ebenso wenig vor wie Kinder haben und Kinder machen. Sie denkt in und für eine Welt junger Dauer-Adulter, die keine Kinder haben und nicht alt werden, die außerhalb des biologischen Zyklus stehen. Das sind die Menschen auf der Mitteltafel von Hieronymus Boschs *Garten der Lüste* oder die Menschen und Menschenartigen aus *Matrix*. Auf diesem Wege macht Butler ein attraktives Angebot an alle, die sich sexuell nicht festlegen oder »binden« wollen. Dies Angebot ist besonders interessant für Frauen, die – von der konventionellen Moral her betrachtet – in einem homosexuellen *coming-out*-Konflikt sind. Unter dem neuen Schutzmantel des *degendering*, so die neue Selbstattribution im Umkreis des Gender-Feminismus, dürfen solche althergebrachten Konflikte weiterhin, wie in früheren Generationen, im-

plizit bleiben. Das hat auch eine positive Seite: Bei der Frau sind in kulturengeschichtlicher Dimension Sexualobjekt und Sexualziel nicht so stark verlötet wie beim Mann. Mit dem Reflexivwerden der Moral in der jüngsten Geschichte zeigt sich nun diese schon immer lockerer gewesene Verlötung erstmals in ihrem eigenen Recht – und wird nun als neue kulturelle Ausdrucksgestalt sichtbar. Eine solche Gestaltung ist: Frauen im Alter von 40 oder 45 oder noch mehr Jahren beginnen eine homosexuelle Partnerschaft, sie müssen darum nicht unbedingt ein homosexuelles *coming out* vergleichbar dem Mann in unserer Kultur durchsitzen – und es kann auch leicht sein, dass sie nach dem Ende dieser einen homosexuellen Partnerschaft sich nicht weiter homosexuell engagieren und sich nicht selbstperformativ als lesbisch bekennen werden.

[4] *Umstellung von Koitus auf Onanie und parakoitale Vollzüge*. Fast alle ernsthaften wissenschaftlichen Untersuchungen über das sexuelle Verhalten in den entwickelten Industriegesellschaften stimmen darin überein, dass die gesamte heterosexuelle Welt immer inaktiver wird: abnehmende Koitushäufigkeiten, abnehmende außereheliche Beziehungen bei Verheirateten, relative Abnahme der Bedeutung des Koitus innerhalb des *total sexual outlet*.⁶ Das Onanie-Tabu wird immer durchlässiger. Das paarbildende Koitus-Gebot – seinen ehelichen Pflichten nachkommen – verliert an Kraft. Was sexuell »läuft«, gerät zunehmend in den Kreis einer diskursiven Verhandlungsmoral. Auch das ist bei den Homosexuellen schon immer so gewesen. In der heterosexuellen Welt begann dieser Trend mit der Angleichung der ersten Koitusfahrt und der Masturbationserfahrung der Frau an die des Mannes. Hier sind zwei 1968er-Effekte statistisch besonders eindrucksvoll ablesbar. Der statistische Sprung »nach oben« findet bei den Geburtsjahrgängen 1950 bis 1954 statt, also bei den Frauen, die 1968 14 bis 18 Jahre alt waren. Die Frau wird nicht mehr vom Mann »in die Liebe eingeführt«; sie führt sich selbst ein.

Gleichzeitig kommt es zu sexuellen Kommunikationen, die als Cybersex und virtueller Sex bezeichnet werden. In der Hauptsache handelt es sich dabei um nichts weiter als um Selbstbefriedigung mit Hilfe technologisch avancierter Bildvorlagen. Aber dabei bleibt es doch nicht allein. Der Einfachheit halber skizziere ich vier Grenzfälle:

6 Ausführlich belegt und diskutiert in R. Reiche: *Eine sexualwissenschaftliche Zeitdiagnose – 70 Jahre nach Freud*. Siehe »Total Sexual Outlet. Eine Zeitdiagnose« S. 147-176 in diesem Band. Der Sexualwissenschaftler K. Starke hält die Behauptung von der abnehmenden Bedeutung des Koitus allerdings für einen wissenschaftlichen Mythos. Vgl. Starke 1996.

a) A stellt ein Bild/Wort ins Netz und B lässt sich hiervon sexuell erregen. Dabei kann A eine ebenfalls sexuell agierende Privatperson oder aber ein nicht-erregbarer professioneller Porno-Anbieter sein. Moderne Bildbearbeitungstechniken machen es dabei möglich, dass jedermann das Bild des (eigenen) Körpers grafisch neu erschaffen kann.

b) A+B sind Menschen – in der überwiegenden Mehrzahl übrigens Männer – und sie »treffen« sich in einem *chatroom*. Jeder von ihnen hatte ein Bild/Wort von sich ins Netz gestellt, und jetzt verabreden sie sich zu einer netzbasierten sexuellen Kommunikation. Möglicherweise erregen sie sich gegenseitig bis zur jeweils getrennt applizierten masturbatorischen Endlust.

c) A+B verabreden sich aus dem *chat* heraus zu einer Fortsetzung der (sexuellen) Kommunikation am Telefon oder an einem anderen »realen« Ort. Das alles hat wenig mit *virtuell* oder *cyber* zu tun, auch wenn es sich so nennt.

d) Von Cybersex dürfte man streng genommen nur bei digital rückgekoppeltem interaktivem Sex mit Datenhelm und Geräten sprechen, die an den Penis oder die Klitoris angeschlossen sind, die die sexuelle Erregung messen (etwa durch Penis-Volumenschwankung oder durch Erfassung der Lubrikation) und die Messdaten dann zur Grundlage nehmen, um den Bildfluss online zu steuern.⁷

Interessanter und unbemerkter ist jedoch eine Tendenz, die sich noch nicht in Zahlen ausdrücken lässt. Der Orgasmus als Kriterium der »Endlust« (Freud) verliert möglicherweise an Bedeutung. Nach der »Orgasmusfixierung«, die von der sexuellen Revolution der 1960er Jahre zugleich vehement verdammt und ebenso vehement betrieben wurde, war eine Entspannung auf diesem Feld irgendwann zu erwarten. Bei der Tendenz, von der ich spreche, handelt es sich jedoch um etwas anderes: Es sind zunehmend heterosexuelle Gesellungsformen zu beobachten, bei denen nach konventioneller Beurteilungsweise ganz offensichtlich etwas Sexuelles stattfindet, aber offenbar kein sexueller Höhepunkt erzielt oder überhaupt angestrebt wird. Dazu gehören etwa sadomasochistische Gruppenunternehmungen, die, aufwendig geplant, detailliert abgesprochen und akribisch durchgeführt, ein ganzes Wochenende in Anspruch nehmen können – ohne dass eine Entladung im Orgasmus stattfinden soll. Im Wissensdiskurs findet diese Tendenz ihren Ausdruck übrigens darin, dass, besonders vor systemtheoretischem Hintergrund, eine »Abschaffung des Orgasmus« verlangt wird,

7 Solche Apparate habe ich detailliert besprochen in R. Reiche: *Was ist virtuell am virtuellen Raum?*, in: R. Burkholz u.a. (Hg.), *Die Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann, Wellerswist (Velbrück Wissenschaft)* 2001, S. 235-269. Vgl. Schriftenverzeichnis S. 193-199.

weil es die Sache nicht gebe, die dieses veraltete Wort bezeichne (Walter 1999, S. 25-49).

[5] *Umstellung der Fetisch-Regel*. Beide Partner, nicht mehr nur die Frau, müssen sich als *sexy* inserieren, und das heißt: über Fetisch-Attribute am eigenen Körper verfügen. Früher war es vielleicht eine schöne Zutat, wenn der Mann sportlich war, aber es war nicht erforderlich; er durfte auch stattdich sein. Jetzt sollen beide Partner *body-geslyed*, parfümiert und sexuell körperbetonend gekleidet sein. Der Satz von Lacan (1991) »Der Mann hat den Phallus, die Frau ist der Phallus (des Mannes)« behält zwar seine intelligible Wahrheit, verliert jedoch zunehmend seine empirische Pointe. Der Mann muss sich nunmehr selbst nach dem Ebenbilde formen, nach dem er in der vergangenen Kulturperiode die Frau als Fetisch geformt hatte. Ob im Gefolge dieser Umstellung die Geschlechterspannung, konzipiert als eine Spannung *im Mann und in der Frau* nachlässt, oder ob nur die gewaltsam überzeichneten Polarisierungen der Geschlechtersrollen schwächer werden, ist eine spannende Frage, auf die es noch keine Antwort geben kann. Der Begriff der Geschlechterspannung (Reiche 1990) hebt jedenfalls ab auf ein Set internalisierter Objektbezielungen, und also auf die psychische Struktur. Der Begriff der Geschlechtersrollen dagegen hebt ab auf Stile des Verhaltens, der Wahrnehmung und der Affektregulierung. Diese letzteren sind natürlich ebenfalls »tief« verankert; geschlechtsstereotype Deutungsmuster reichen weit in die Geschichte zurück. Und dennoch können sich Geschlechtersrollen verändern, ohne dass hiervon die psychische Struktur betroffen ist.

Die Umstellung der Fetisch-Regel lässt sich besonders eindrucksvoll an den drei mikro-historischen Etappen in der Durchsetzung des Fitness-Centers zeigen: Diese Bewegung beginnt mit den Homosexuellen, die auch hier Avantgarde-Funktion übernehmen. In den späten 1970er Jahren wird für Homosexuelle die »Selbstaustreibung der Weiblichkeit«, wie Dannecker sie genannt hat, zur Pflicht. Auch die Tucken gehen jetzt ins Gym. Die Linie führt dann in den 1980er Jahren weiter zur Frau: das alte Schlankheitsideal wird sukzessive umgeschrieben und erhält einen deutlichen Akzent von Durchtrainiertheit und androgyner Muskelbildung. Erst zuletzt erreicht die Bewegung den heterosexuellen Durchschnittsmann.

Zu welcher gemeinsamen Linie – jenseits des Namens *Homosexualisierung* – lassen sich diese fünf Markierungen zusammenfassen? Die große demokratisierende Leistung auf dem Feld des Sexuellen im 20. Jahrhundert ist die Trennung

der Lust- von der Zeugungsfunktion gewesen, und damit einhergehend die kulturelle Implementierung der Lustfunktion als einer Domäne eigenen Rechts. Dieser Prozess ist jetzt weitgehend abgeschlossen. Die beiden alten, nunmehr weitgehend getrennten Funktionen, Lust und Zeugung, können sich nicht mehr gegenseitig behindern, aber auch nicht mehr stützen. Die heterosexuelle Welt muss jetzt ein Problem lösen, vor dessen Bewältigung die Homosexuellen schon immer gestanden sind: die Selbst-Stabilisierung des Sexuellen. Das geht nicht ohne Krücken ab, aber Eros hatte nie nur Flügel, er hatte immer auch Krücken.

Schon lange vor Herbert Marcuse war es eine vertraute Strategie, die Sexualität der jeweiligen Gegenwart an einem utopischen Eros zu messen. In solchen Gegenüberstellungen hat die Sexualität immer schlechte Karten. Marcuses »Eros and Civilization« lebt von diesem Dualismus von flacher, pervertierter, entleerter Sexualität im damals gegenwärtigen Kapitalismus der fünfziger Jahre und dem Körpergrenzen überschreitenden, vollen, glückversprechenden Eros der Zukunft.⁸ Und, wer hätte es gedacht, auch Foucault greift zuletzt auf diese Doppelkopfgestalt von bösem Sex und gutem Eros zurück. Der erste Band von »Sexualität und Wahrheit« endet mit einer Utopie, die »die Körper und die Luste« gegen »den Sex« – und damit gegen das Sexualitätsdispositiv – in Stellung bringt. Plötzlich werden »die Körper und die Luste« mit Guerilla-Aufgaben bedacht, die uns aus den 68ern wohlbekannt sind. Von einem »Stützpunkt des Gegenangriffs« und von »Widerstandsfähigkeit gegen die Zugriffe der Macht« des Sexualitätsdispositivs (1983, S. 187) ist die Rede. Hier, auf den letzten zwei Seiten, haben die politischen Geschütze der »sexuellen Revolution« ihren verspäteten Auftritt, die Geschütze, gegen die Foucault doch so wortgewaltig angetreten war.

Gegen alle dualistischen Gut-Böse-Semantiken im Zusammenhang mit Sexualität ist schweres Misstrauen angebracht. Die Opposition Eros-gegen-Sexualität hat noch immer dazu gedient, das an der Sexualität schlecht zu machen oder abzuspalten, was der, der so spricht, für niedrig, böse, gewalttätig und verwertlich oder für schal, flach und angepasst hält. Die schaurigen Fronten der 1950er und 1960er Jahre hießen *homoerotisch* gegen *homosexuell*, *Liebe* gegen *Sex*, *Erotik* gegen *Sexualität*. Ihr unverwüstlicher Rest hallt nach in der lächerlichen Unterscheidung *erotische Kunst* gegen *Pornografie*. Im Zeitalter der Frauenbewegung nahm dieser Dualismus die semantische Form *ganzer Körper* gegen

8 Vgl. meinen Stichwortartikel *Herbert Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft*. In: A. Horneth (Hg.), *Schlüsselwerke der kritischen Theorie*, Opladen (Westdeutscher Verlag) 2004 (im Erscheinen).

Penetration an – und diese Spaltung kommt schon ziemlich nah an das heran, was uns Foucault hier anbietet und woran der genderfeministische Diskurs der 1990er Jahre dann anschließen wird.

Volkmar Sigusch untersucht in seiner Zeitdiagnose der »neosexuellen Revolution« denselben Prozess, den auch ich verstehen möchte, und bereitet ihn auf in den drei Linien der Dissoziation der sexuellen Sphären, der Dispersion der sexuellen Fragmente und der Diversifikation der sexuellen Beziehungen (Sigusch 1998 und 2001). Viele seiner Beobachtungen sind auch die meinen, aber ich werde den Eindruck nicht los, dass auch er von einem IN ILLO TEMPORE herdenkt und schreibt. »Die Wunde Eros blutet noch«, ruft er aus, und gibt damit seiner Hoffnung nach einem Wiederaufleben eines einstmalig lebendig gewordenen Eros eine Stimme. Ich habe immer noch nicht verstanden, wozu wir außer der Sexualität noch einen Eros brauchen. In vielen kritischen Perspektiven, für die ich hier stellvertretend Marcuse, Foucault und Sigusch aufgerufen habe, halte eine sexuelle Utopie nach. Die Rückseite dieser Utopie ist die Angst vor einer Entropie des Sexuellen. Gewiss werden wir in den nächsten Jahren zu Zeugen von gewaltigen Transformationsprozessen werden, die in den von mir skizzierten fünf Linien der Homosexualisierung kaum vertreten sind. Foucault hat für sie in den Vorlesungen von 1976 in dunkler Hellsichtigkeit das Wort Bio-Macht (Foucault 1999, S. 276 f.) gefunden. Seitdem haben Reproduktionsmedizin, kosmetische Chirurgie und Genetik in einem Ausmaß das Feld des Sexuellen erobert, das 1976 noch ganz und gar undenkbar schien. Immer wieder werde ich gefragt, ob mir nicht auch Angst sei vor dem, was da auf uns zukomme, und immer wieder kann ich nur rein sagen – und ohne Utopie an das Gute im Menschen glauben.

Literatur

- Adorno, Th. W. 1963: Sexualtabus und Recht heute. In: ders., Eingriffe – Neun kritische Modelle, Frankfurt am Main (Suhrkamp), S. 99-124.
- Bronfen, E. 1998: Das verknöte Subjekt – Hysterie in der Moderne, Berlin (Volk und Welt).
- Bronfen, E. 1999: Heilweh – Illusionsspiele in Hollywood, Berlin (Volk und Welt).
- Dannecker, M./R. Reiche 1974: Der gewöhnliche Homosexuelle, Frankfurt am Main (S. Fischer).
- Foucault, M. 1966: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1971.
- Foucault, M. 1977: Der Wille zum Wissen – Sexualität und Wahrheit I, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1983.

- Foucault, M. 1984: Die Sorge um sich – Sexualität und Wahrheit III, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1986.
- Foucault, M. 1996: In Verteidigung der Gesellschaft, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1999.
- Giddens, A. 1992: Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main (Fischer TB) 1993.
- Habermas, J. 1985: Der Philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Lacan, J. 1991: Die Bedeutung des Phallus (Orig.: 1966). In: Schriften II, Weinheim und Berlin (Quadrige), S. 202.
- Luhmann, N. 1982: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Marcuse, H. 1979: Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud (amerik. Orig.: 1955; erste deutsche Ausgabe 1957 unter dem Titel: Eros und Kultur), Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Mitscherlich, A. und M. 1967: Die Unfähigkeit zu trauern – Grundlagen kollektiven Verhaltens, München (Piper).
- Reiche, R. 1968: Sexualität und Klassenkampf – Zur Abwehr repressiver Entsublimierung, Frankfurt am Main (neue kritik).
- Reiche, R. 1990: Geschlechtsangst. Eine psychoanalytische Untersuchung, Frankfurt am Main (Fischer TB); Nachdruck: Gießen (psychosozial), 2000.
- Reiche, R. 2000: »... versage uns die volle Befriedigung« (Sigmund Freud). Eine sexualwissenschaftliche Zeitdiagnose – 70 Jahre nach Freud. In: Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, 15. Jg., S. 1-32. Siehe auch unter dem Titel »Total Sexual Outlet« in diesem Band, S. 147-176.
- Reiche, R. 2001: Was ist virtuell am virtuellen Raum? In: R. Burkholz u.a. (Hg.), Die Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann, Weilerswist (Velbrück Wissenschaft), S. 235-269. Vgl. Schriftenverzeichnis S. 193-199.
- Reiche, R. 2004: Stichwortartikel »Herbert Marcuse, Triebstruktur und Gesellschaft«. In: A. Homneth (Hg.), Schlüsselwerke der kritischen Theorie, Opladen (Westdeutscher Verlag) (im Erscheinen).
- Sigusch, V. 1998: Die neosexuelle Revolution, Psyche, 52, S. 1192-1234.
- Sigusch, V. 1999: Stichwort »schwul«. In: Hundert Wörter des Jahrhunderts, Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Sigusch, V. 2001: Kultureller Wandel der Sexualität. In: ders. (Hg.), Sexuelle Störungen und ihre Behandlung, 3. erweiterte Auflage, Stuttgart (Thieme), S. 16-52.
- Stark, K. 1996: Partner- und Sexualverhalten ostdeutscher Jugendlicher und gesellschaftlicher Umbruch. In: H. Sydow (Hg.), Entwicklung und Sozialisation von Jugendlichen vor und nach der Vereinigung Deutschlands, Opladen (Leske u. Budrich).
- Walter, T. 1999: Plädoyer für die Abschaffung des Orgasmus. Zeitschrift für Sexualforschung, 12, S. 25-49.
- Žižek, S. 2001: Die Tücke des Subjekts, Frankfurt am Main (Suhrkamp).

Die Forschung des Instituts für Sozialforschung wird durch die institutionelle Förderung der Stadt Frankfurt am Main und des Landes Hessen ermöglicht.

Inhalt

Vorwort von Axel Honneth	vii
Einleitung	1
I. Grenzen der Psychoanalyse	
1 Von innen nach außen? Sackgassen im Diskurs über Psychoanalyse und Gesellschaft	9
2 Haben frühe Störungen zugenommen?	41
3 Subjekt, Patient, Außenwelt	63
4 Lebensweltpathologie und Neurose Aufgaben der Psychoanalyse in der Theorie des kommunikativen Handelns	87
II. Potentiale der Psychoanalyse	
5 Gender ohne Sex Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs »Gender«	113
6 Total Sexual Outlet Eine Zeitdiagnose	147
7 Homosexualisierung der Sexualität Eine Zeitdiagnose	177

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dhb.de> abrufbar.
ISBN 3-593-37496-X

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2004 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie

herausgegeben von Axel Honneth

im Auftrag des Instituts für Sozialforschung,
Frankfurt am Main

Band 5

Mit dieser Buchreihe will das Frankfurter »Institut für Sozialforschung« ein neues Kapitel in seiner eigenen Geschichte aufschlagen. In Anlehnung an die Schriftenreihe, die 1955 von Theodor W. Adorno und Walter Dirks gegründet und im Jahr 1971 eingestellt wurde, sollen hier in regelmäßigen Abständen Monographien und Forschungsberichte veröffentlicht werden, in denen sich die theoretischen und empirischen Fragestellungen der Institutsarbeit niederschlagen; bewusst wurde dabei das thematische Spektrum der Reihe um die Sozialphilosophie erweitert, weil heute nicht mehr wie selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, dass zur soziologischen Forschung auch die Reflexion auf die philosophische Begriffsbildung gehört. In die Reihe werden neben den im Institut entstandenen Arbeiten auch Studien zur Veröffentlichung aufgenommen, die die gegenwärtigen Forschungsabsichten in markanter Weise widerspiegeln.

Reinmut Reiche

Triebchicksal der Gesellschaft

Über den Strukturwandel der Psyche

Campus Verlag

Frankfurt/New York